

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts.

Die Seele der Kleinstadt.

Von Gatti Allen.

Ich bin in einer Kleinstadt gewesen.

Und kam durch Gassen, in denen hauffig ein- und zweistöckige Häuschen sich unter vorläufigen altmodischen Giebeln verkrüppelten, als ob sie sich ihres Alters schämten. Auf den Fenstertüren träumten neibliche oder blutige Blumenstauden in weitläufigen Töpfen, die mit geschmacklosen Mustern bemalt oder mit astidischen Vasen umgeben waren. Wo ein Sonnenstrahl ein strahlendes Tapete der zur ebenen Erde geklammerten Zimmer traf, vertieft er in die tiefste die zu lange Lebensdauer eines verblähten Papiers mit der urwälderlichen Zeichnung. Kleine Vorbauten und Treppen schoben sich aus vielen der Häuschen bis auf den Straßentrand vor. Auf den Bänken saßen stille, geduckte Menschen, und selbst über dem Frohmüt der Kinder schien es wie ein leiser Hauch jener Verfallenen zu liegen, welcher das ganze verlorene Städtchen zu kennzeichnen schien. Hier und da schnurzte eine alte Kasse neben einer Matrone behäuflich von einem erhöhten Fensterputz her. Und die Kunde lauwerten furchlos auf dem Mittelweg der Straße und blinzelten mit schlafigen Augen in die Sonne.

Es war mir, als ob ich irgend eine lange verlassene Geschichte aus verfallener Zeit lasse — aus jener guten alten Zeit, die immer den Boreitern jeden Geschlechtes zugehörte, eine Epoche, in der es keine wilden Raubzüge, keine jahrelangen Kriege mehr gab — in der man aber auch noch nichts ahnte vom dem Jagen und Haken unter Tage, von Automobilen, Streiks, Reformen, drahtloser Telegrafie und Bettflüssen, von Betrug und Teufelskult.

Die ganze breite Behaglichkeit jener uns laienhaft anmutenden alten Zeit schien in diesem kleinen Orte in die alleits des arden Verkehrs liegende Straße hinübergerichtet zu haben. Ein paar kindhaft blinde junge Mädchen in verwallenen, schlafenden Kleidern kamen des Tages daher, in jenem Alter, da ihre Großstadtschwester bereits einen sichtlich mitgenommenen und sehr blähten Eindruck machen. Und ich stelle sie mir im Geiste auf ihren achtheten Blütenveranlassungen vor. Sie tanzten wohlwollende Tänze aus Großmutterzeiten, mit rosa Blümchen im Haar und Korallen- oder Granatketten um den Hals, und erröteten, wenn er, der Herrliche von allen, sie zu einer neuen Tour holte. Da malte ich mir neuerlich ihre Gesichter aus beim ersten Anblick der Nachbarn, Cancan, Anthen- oder Bärenkänge ihrer Großmutter in den Metropolen. Welche Welten lagen zwischen ihnen und diesen — die doch derselben Zeit angehörten!

Ich bog in die Geschäftsstraße ein. An den Türen der Modenschäfte flatterten purpurrote Badegänge für Damen, von laienhaftem Zuhern. In den Schaufenstern Stoffe, nach deren Anordnung ich mir vergebens den Kopf zerbrach. In welcher Kabrik wurde das noch verfertigt? Die Wäschgeschäfte wollten die Kaufbesier ihrer Kunden mehr durch Dauerhaftigkeit als durch Schönheit reizen. Und in den Auslagen der Buch- und Papierläden trafen sich verfallene Hände unter Verfallenen in Rosenblüten in feinem Druck, schlafenden sich Tausenden in Rosenblüten und küßten sich zwei Verliebte.

Stillstehende, blühende, duftende Linden führten in gerader Linie an einer modernen Villenstraße vorüber. Einzelne dieser Villen schlummerten wie verzauberte Märchenhäuser hinter heruntergelassenen Jalousien. Über wüste große Rasenflächen schlich flüsternd der Sommerwind und beugte die Blätter der Bäume einander zu, damit sie sich ihre kühnen schmerzlichen, barmhertigen Geschichten zuraunen könnten. Es lag ein Hauch von unaussprechlichem Frieden, von stiller, gemütsamer Weltfremdheit über dem allen, als ob man hier geboren sei, jemals lebte von Schmerzen, Hoffnungen und Enttäuschungen — ein geruhiges, seltsames Dahindämmern.

Dicht am Felde lag ich endlich das kleine Besitztum der jungen Frau, die mich zu dem Besuch in der Kleinstadt aufsuchte. Die Fenster ihres Arbeitszimmers öffneten sich auf bewaldete Wiesen ein glühender Bach rann an ihnen vorüber, und das unsterbliche Lied, das Gräser, Wasser und Winde klangen, drang heimlich vertraut in den Raum. Ich sprach ihr von dem tiefen Eindruck, den das Kleinstadtbild in so innigem, nahen Zusammenhang mit der Natur in mir hervorgerufen, und sagte ihr, wie ich die Bürgerschaft des Ortes fast beneidete um das bedächtige, großen Aufregungen und Bedürfnissen ferne Leben, — und wie ich doch bei all dem alles den Großstädtern doch nie mehr volle Befriedigung gewähren könne.

Da lächelte sie: ein seltsames Lächeln. Und als sie mich durch die Stadt zurückgeführt, begann sie zu erzählen: „Die kleine Villa mit den geschlossenen Fenstern, dort, hinter den Gehäusen und Stubchen, leben Sie? — Sie steht seit dem das dritte Jahr leer. Die Frau unserer Stadt werden sie und auch Neugierigen kommen werden heimlich vor dem Eingange gewartet. Man ist hier noch abergläubisch. Denn bereits zwei junge Ehemänner sind in diesem Hause von ihren Frauen verlassen worden. Die erste lief ihrem laien in Amerika weilenden Jugendfreunde entgegen, als er unerwartet nach Deutschland zurückkehrte, die andere verließ sich gar in den Struben des einen Mannes, und floh mit ihm nach England. Sie gehörten beide der ersten Gesellschaft an.“

„Entkommen sie eingeborenen Familien?“ fragte ich, um meine Illusion von der Treue, Biederkeit und dem stillen Dahinleben des kleinstädtischen Lebens nicht gar so schnell zu verlieren.

„Gewiß“, bestätigte meine Beleiterin. „Und aus jenem Hause haben sie die Frau vor nunmehr drei Monaten hinweggetragen.“ fuhr sie in ihren Mittelnahmen fort. „Neun Kinder das Älteste erst dreizehn Jahre alt, blieben mutterlos zurück. Da saßen gerade die größeren Töchter, die Dame, welche den Gartenweg entlassener ist, ist schon seit mehreren Jahren im Hause und man munkelt — daß der Tod der Mutter so vieler Kinder nicht zufällig erfolgt sei. Mantra genug bleibt es trotz des arden vorhandenen Reichtums: alle Fabriken im ganzen Umkreis gehören dem Witwer.“

Tief in Gedanken verloren, schritt ich schweigend neben meiner Bekannten dahin. Wir machten jetzt einen kleinen Umweg, der uns an einem artifizialischen, langgestreckten Schloß vorbeiführte. In zwei laien Reihen blühten der Fenster, die aus vielen kleinen Scheiben zusammengefügt waren, warf die nun stehende Sonne ihre Feuerbänder. Ein kleines Altmädchen schaute aus einem der untersten Fenster hinaus. Ihre Augen waren von einem harten Stahlblau. Und doch blühten sie mit einer Verfallenen ohnegleichen geistig, als ob sie über alles Naheliegende hinwegsehen in weite Fernen, da kein anderer Blick ihnen folgen kann, in ein Gebiet, das ihr unumkehrbares Eigentum war und bleiben sollte.

Und die junge Frau sprach von neuem: „Das alte Schloß gehört einem Grafen. Doch er kommt nie hierher. Und die Verwandten wirtschaften darauf nach ihrem Belieben. Da erschien vor Jahren dieses alternde, adlige Bräutlein als Verwalterin. Niemand weiß, woher sie kommt

und wer sie ist. Sie verkehrt mit niemand. Seltsame Geanden haben sich um sie gebildet, von heimlicher Sünde, Verfallenen... und von graulamer Härte gegen ihre Inspektoren, die den Grafen und seinen Besitz ausgelassen. ... Sie acht allem das und aller Freundlichkeit aus dem Wege. ... still... mit demselben verlorenen Ausdruck im Gesicht, den Sie jetzt an ihr leben... als ob sie lange verfallenen Melodien lauschte, sie ergründen, fallen wolle. Was mag sie erleben und erlebt haben...“

Die Sonne sank tiefer, und es dachte mir, daß sie Blut über die Fensterläden rinnen ließ, rotes Blut aus zuden, gemarterten Menschenherzen.

Nach gar manches hörte ich vom Totschlag eines Händlers um ein paar Goldstücke willen, mit dem durchreisende Burken ihm die gewählte Nachtherberge gelohnt, von kleinstädtischem Dader und Streit um die „Ehrenämter“ der Stadtverwaltung... von Missetat, Verbrechen und Schuld. Und mir war, als trüge ich eine schwere Last heim, eine Last, die immer drückender wurde, je mehr wir uns dem Bahnhof näherten.

Dier und da begannen die Paternen aufzublinken, wie Trichter aus dem Smaragdgrün der durch sie Lichtumflössenen Bäume.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Eintönig, einschläfernd ratterten die Räder. Die altmodisch gemüllten Häuschen, die reichen Villen in ihren schlafenden Gärten wichen zurück — ferner, immer ferner. Und die Räder rollten... rollten unablässig die Beileitung zu meinen arbeitenden Gedanken. Das also war die beneidete Biederkeit, Treue und Zufriedenheit. — die Seele der Kleinstadt! So unterschied sie denn von ihren leuchtenden großen Schwester nur durch ihr Äußeres? Wohl hatte die Erzählerin um interessant zu plaudern, mir nur die bemerkenswerten Ereignisse des Ortes entblüht. Und sicher gab es auch einfache, kleinstädtische Denkmale und aufrieden und behaglich dahinlebende Genießer im Städtchen.

Und meine Blicke wandten sich an den Fensterläden vorüberliegenden Bildern. Die Ähren neigten sich im Abendwinde erlösend. Die Felder, Wälder und Wasserläufe reichten sich ins Schwarze der Nacht hinein, und der Rollmond streifte sie in regelmäßigen Abständen mit silbern flitzenden Bändern. Ich konnte mich nicht satt leben an all dem Frieden und der Schönheit.

Da fühlte ich plötzlich, wie groß und hehr die Natur sei, daß Friede, Gemütsamkeit und ausgiebig Reichtum und Schönheit einzig und allein in ihr zu finden seien, und daß, wo Menschen sich aufhielten, und sei es der kleinste Ort, auch Fehle, Unredlichkeit und Kleinstadtlichkeit sich mit einmitten. Und daß die Seele der Kleinstadt daher nicht anders sein könne, als die anderer Menschenanhäufungen — nur, daß das Äußere hier oder dort voneinander abweicht. Sie alle, die armen Bewohner jener Stätten werden in unablässig von zwei mächtigen Gewalten aufeinander, ihr ganzes Leben lang: dem Hunn nach Liebe... Und so künftigen sie, mit allen erdenklichen Erlauben oder unerlaubten Raffen, um ihn zu fassen. Denn weniges gibt es, die sich zu bescheiden verstehen. Und

Des Hunners und der Liebe Gebärden
Sind überall die gleichen auf Erden.“

Lottes Liebeslicht.

Siebt du nicht, o liebe Lotte,
Wie die kleine bunte Motte
Immer nach dem Lichte fliegt.
Dieses Licht, es trägt es trägt,
Denn sie rennt in ihr Verderben.
Und das arme Ding muß sterben.
Lotte, dieses Licht bin ich.
Hüte dich, o hüte dich!
Schade mir, es um dein Leben.
Wolltest du's mit Bösem reben.
Doch ich warne fraun vergebens.
Denn sie lagert: Ach, des Lebens
Ohne dich begehrt ich nicht.
Fliege ruhig in das Licht.
Ich, die kleine lustige Lotte,
Nach, es wie die bunte Motte.
Glaub' dem armen Warner nicht.
Glaube, daß das böse Licht
Wie die Liebe blind geworden.
Und dann kann es doch nicht morden.
Mit dem Finger löst ich's ganz.
Und dann ist er mein, der Hans.
Kann ich weder dreh'n noch wenden.
Dann muß er kein Leben enden
Bei der lieben, lustigen Lotte.
Denn mein nicht länger lottet,
Denn du weicht, ich löse nicht.
Armes, bald gelöstes Licht.

Hans B. Trinius.

Kalenderseelen.

Von Max Jungnickel.

Es gibt Menschen, die die Seelen der Jahreszeiten in sich tragen. Ich möchte sie Kalenderseelen nennen. Es ist, als ob sich eine Jahreszeit in sie hineingelegt hat. Wie im Kalender die Frühlingsstage blau erscheinen, so gibt es Menschen, die immer blauen Frühlings in der Seele haben. — Was es Herbst oder Winter sein; diese Menschen blühen immer, in ihrem Herzen melodien die Vogel, in ihrer Brust wagt sich die Harie der Klavier. Und dann gibt's Menschen, die sind immer Sommer, auch wenn draußen die Blätter vom Baume spielen, oder wenn der Winter in die Scheiben keine Blumen bläst. Immer tragen sie das Wiegen reifer Ähren in der Brust; immer ist ihre Seele wie ein vollgeladener Kornwagen. Eine laienhafte Reife liegt in diesen Menschen.

Und dann gibt's welche, die Herbst sind. Wie von kühnen Altmuttern überdunkelt sind ihre Seele. Beim Aufbruch eines Frühlingsvogels, beim Schwingen eines Sonnenalters, beim Heruntertaumeln der Wintersteden klagen ihnen immer ein leiser Unterton von Wehmüt und Trauer mit. Sie lachen wohl und sie lachen wohl, und doch liegt immer ein leichter, schwarzer Schleier über allem Geschehen.

Und dann gibt's Menschen, die sind Winter. Sie gehen durchs Leben mit hohle Augen, verschlossenen, wirklara wie ohne Gefühl. Sie nehmen den ganzen einmal und sie da, in stummvolles, frostigen Tagen; mit Menschenfreundlichkeit, mit innerem Verfallenen; gerade so wie die Christen nach dem Heiligen Abend da sind. Es ist als ob der wahre Seelenkern dieser Menschen warm durch die Eisdiele bricht. Und dann geben sie weiter: frostig, verschlossen, winterlich, als ob nichts geschehen wäre.

— Ich weiß nicht, welche Menschen mir von diesen Kalenderseelen die annehmlichsten sind. Aber wertvoll sind sie alle.

Nachtigallen und Rosen.

Von Hans Kunge.

Selbst der humorbegabte, gerissene Handegen aus der Zeit des 30jährigen Krieges, Hannes Grimmeisbausen, des abenteuerliche Simplicissimus, fand für die nächtliche, liebliche Sängerin unserer Anlagen und Wälder einige beschauliche Worte: „Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!“ steht in seinem ersten Buche zu lesen. Auch ich dachte vor einigen Abenden Ähnliches und schied mich an, nach wüsten Frühlingswanderung durch ein Nachtigallenquartier zu schreiten, das ich in einem Walde der südlichen Lüneburger Heide entdeckt hatte.

Es war ein Naturkonzert, eine Sinfonie ersten Ranges! — Da kamen zwei angebettelte „Londessnechte“ des Weges und grölten ein Zechlied in den Wald, so daß die verfallenen, edlen Sänger eine Zeitlang eingeschüchtert schwiegen. Ich aber dachte wütend daran, daß schon Anno 1350 der seltsame Wikand reimte:

Die nachteggall hat müß undt Id (Leid)
Ewa (wenn) ein eiel oder odie lüch (Schreit).“

Wenn die Rosen sich erschließen und berauschende Dufte ausströmen, ersticht mählich der berückende, nächtliche Liebesgelang unseres volkstümlichen, unscheinbaren Vogels. Die Königin der Blumen, von den Verlierinnen des Auges der Blumenwelt genannt in Rotben, Sagen und Liedern vieler Völker mit der Nachtigall verbunden, erfreut wieder unsere Augen und betriedigt manch verwöhntes Mädchen.

Die Liebesrombott der Rosen, besonders der roten, haben die germanischen Stämme wahrscheinlich von den indoeuropäischen, klassischen Volkstämmen übernommen. Aphrodite, die griechische Beschützerin der Minne, hatte diese schönen Kinder Floras unter ihre besondere Obhut genommen. Jede glückliche Braut trug den Rosenkranz. Altgriechische Hochzeitshäuser und Tempelsäulen prangten im Zentfollensmum. — Seit der Zeit des bössigen Minnegelanges ist die Rose hierzulande ein Suldignasselscheld für die Dame des Herzens. Und glückliche Sagen, ungeachtet des grauen Morgens, ungeachtet der Rosendornen, die ja niemals ausbleiben, das Verschen aus „Waldmeisters Brautfahrt“, gedichtet im Jahre 1851 von Otto Koonette, der vor einem Jahrhundert das Licht der Welt erblickte:

So weit ich mein Herz und so blau wie der Tag,
Wie die Lüste durchdringt vom Verfallenschlag!
Ihr Fröhlichen singt, weil das Leben noch mait;
Noch ist die lühne, die blühende Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen!“

Naturwissenschaftliche Sprachirrtümer.

Das Fühlen und Denken des Volkes hat mit all seiner Weisheit und all seiner Dummheit in der Sprache keinen Niederschlag gefunden, und es ist bezeichnend, daß gerade in der naturwissenschaftlichen Beobachtung dem naiven Beobachter mancherlei Irrtümer begegnen, die sich in der Sprache ausdrücken. Solche „naturwissenschaftlichen Irrtümer in Sprache und Dichtung“ stellt J. Seinsel in der „Verhändl.“ zusammen. Der Name Blindchleiche beruht auf der Annahme der Blindheit dieses Tieres, die daher kam, daß die Augen der toten Blindchleiche mit den Lidern bedeckt sind, was bei den Salangen nicht der Fall ist. Da das Volk die Blindchleiche zu den Salangen rechnet, so galt sie aus diesem Grunde als blinde Schlange. Ebenso wenig verdient die blinde Fliege diesen Namen; sie kauft sich nur so, daß sie leicht auf greifen ist und daher den Eindruck der Blindheit macht. Die Bezeichnung Ohrwurm rührt daher, daß man das Insekt mit Unrecht behauptete, unsere Ohren zu verlesen, und diese Behauptung findet sich auch in mundartlichen Ausdrücken, wie Ohrenschleier, Ohrtrane, Ohrschleier, Ohrschleier, und ebenso in anderen Sprachen. Dem Neunauge verleiht man in fast allen germanischen Ländern neun Augen zu, indem man fälschlicherweise die Kiemenlöcher als Augen auffaßt, aber nicht richtig zählte, da auf jeder Seite 7 solcher Kiemenlöcher vorhanden sind. Wahrscheinlich soll die Zahl 9 nur eine grobe, nicht genau bestimmte Zahl ausdrücken, denn die 9 als heilige Zahl wurde mit Vorliebe bei Namen gebraucht; so spricht der Volksmund von Wälschen, bei Neunauge, Neunbeil, Neunkraft usw., und schreibt der Zwiebel 9 Däute zu, ohne damit gerade diese Ziffer bezeichnen zu wollen. Sicherlich ist beim Neuntöler nur eine ungefähre Zahl angegeben, da man diesem Vögler eine große Mordlust zuschrieb. Neuntöler liehe sich also als Gramvögel erklären, wie auch die Redensart „neunmal um“ nur eine Verstärkung bedeuten soll. Ebenso wie die Zahl 9 drückt die Zahl 1000 im Volksmund keine bestimmte Ziffer, sondern nur eine ungewöhnlich große Menge aus, so a. B. beim Tausendfüßler oder bei der tausendblättrigen Schafgarbe. Die Blattläuse, die gewisse Pflanzen in kurzer Zeit überziehen, hat man für eine Art Tau gehalten und daher „Weltau“ genannt. Die kleinen eisförmigen Körperchen, die häufig auf toten Käupen erscheinen, nennt man Käupeneier, während sie in Wirklichkeit die Puppen der Schlupfwespe sind, die ihre Eier in die Käupe gelegt hat. Wie Käupeneier beruht die englische Bezeichnung „turkey“ und die französische „dindon“ für Truthahn auf einer falschen Annahme, denn dieser Vögel hat Bogelstamm weder aus der Türkei noch aus Indien, sondern aus Nordamerika. Der Name „Schmetterling“ hängt wohl damit zusammen, daß man ihn früher im Verdacht hatte, „Schmetten“, d. h. Mischbraten, zu stehlen. Daher die mundartlichen Bezeichnungen, wie Mischbraten, Buttervogel, Butterfliege, Schmandvögel usw. Wahrscheinlich liegt dem der alte Glaube zugrunde, daß Heren in Gestalt von Schmetterlingen Milch und Butter stehlen. Auch die Nachtigallen verdankt die vielerorts übliche Bezeichnung „Ziegenmeller“ dem bereits von Aristoteles geäußerten Verdacht, daß dieser Vogel die Futter der Ziegen auslaugt. Er ist in dieser völlig unbegründeten Anschuldigung aber nur dadurch gekommen, daß er sich der Insekten wegen in der Nähe des Viehs aufhielt. Manchmal werden zwei Tierarten miteinander verwechselt. So übertrugen die Götter die Bezeichnung für Elefant „Mabandus“ auf das Kamel, weil sie von beiden Tieren keine klare Vorstellung hatten. Wodde der niederdeutsche Name für Kröte, bezeichnet auch manchmal den Frosch. Unter der altdeutschen Name der Schlange, wird für die Feuerkröte gebraucht. Ist selbst der Name, daß man ein Tier einer Familie zurechnet, zu der es nicht gehört. So wird der Blasen- oder Blasenläufer als „wanische Fliege“ benannt; den Tintenfisch rechnet man zu den Fischen wegen seines aufenthaltes im Meer, obwohl er ein Weichtier ist, und das gleiche geschieht mit dem Walfisch, dem größten unserer Säugetiere. Aus „Kottwert“ was Staub- oder Erdaufwerfer bedeutet, ist das holländische Mantelwort geworden; die Graumäule hat nichts mit Rücken zu tun und ebenso wenig das Eichhörnchen mit Dorn.

Welt und Wissen

Die Klopfflöte beim Spiritismus und Okkultismus. Dr. Koll, der bekannte Berliner Psychiater, beschäftigt sich seit Jahren eingehend mit Aufklärungsarbeit über Spiritismus und Okkultismus. Es ist von ihm schon bei der Frankfurter Verlagsanstalt in Stuttgart ein Bandchen „Der Spiritismus“ erschienen, dem wir über Klopfflöte folgendes entnehmen: Es gibt Okkultisten, die der Ansicht sind, man könne echte Klopfflöte von künstlichen unterscheiden, d. h. die durch eine okkulte Kraft aufsteigenden Tönen von denen, die meistens zur Täuschung mechanisch hervorgebracht werden. Das ist ein Märchen. Es wird auch behauptet, es gebe einige dreifach veränderte Arten von Klopfflöten, die auf okkulte Weise entstehen. Ein Teil der Klopfflöte ist nichts weiter als ein Knacken in den Röhren, wie es passiert, wenn man eine Zeitlang aufhört, zu hören ist. Diese Töne sind die Folge von Veränderungen in der Lage der einzelnen Teile, wie sie durch Feuchtigkeit und Temperatur wohl in jedem Röhrenstück nach einiger Zeit auftreten. Wenn man aufhört, findet man sie viel häufiger, als man glaubt. Man achtet gewöhnlich nicht darauf, weil man mit anderen Dingen beschäftigt ist. Erleichtert werden diese Geräusche, wenn man auf die Röhrenplatte aufdrückt. Zur Täuschung werden aber Klopfflöten sehr häufig absichtlich nachgemacht, mitunter ganz plump, z. B. so, daß das Medium einfach mit dem Fuß auf den Fußboden klopf, besonders auch mit dem Haken, oder daß er ans Tischbein klopft. Man kann auch ohne solche Hilfsmittel Klopfflöten erzeugen, z. B. durch schnelle Bewegungen in gewissen Zehngelenken. Ich selbst kann sie ziemlich stark durch schnelle Bewegungen in den beiden dritten Zehen meiner Füße ausführen, und schon mehrfach haben mich Okkultisten erfährt, daß diese Klopfflöten nicht von natürlichen zu unterscheiden seien, ohne daß sie aber deshalb daran zweifeln, daß es auch wirkliche Geistflößen gebe. Einmal wurden mir zwei Klopfflöten angedreht, hat ich um eine Pause, und jetzt mache ich die Klopfflöte mit meinen Zehen, worauf eines der Klopfflöten zum andern sagte: „Du, Herr Dr. Koll, machst es doch besser als wir beide.“ Der eine gewisse Teil darin erworben hat, ist im Grunde ganz merkwürdige Töne, fast wie ein Trommeln, allmählich an ergehen, und man kann sich denken, wie dies auf gläubige Gemüter wirkt.

Das Bild des Mörders auf der Leinwand des Opfers. Ist es möglich, das Bild des Mörders auf der Leinwand des Opfers zu sehen? Es ist bekannt, daß solche Photographien herstellbar und praktisch verwertbar sind. Der bekannte Kriminalist Dr. Hans Schneider nimmt in seinem Buch „Der Mörder“ an, daß in Berlin erschienenen Buch „Verheimlichte Tatbestände und ihre Erforschung“ zu dieser Frage eingehend Stellung. Zwar hat die lichtempfindliche Leinwand eine gewisse Widerstandsfähigkeit mit der lichtempfindlichen Platte, und es wäre daher möglich, daß auf dem Leinwandbild der Mörder erscheint. Aber nach menschlicher Berechnung würde dieses Bild auf der Leinwand durch mehr oder minder rasche Aufnahme eines umherfliegenden Auges von anderen Leinwandbildern überdeckt werden oder durch den längeren Zeitraum, der zwischen dem Tode und der photographischen Aufnahme des Leinwandbildes liegt, zu verschwinden erlöschen. Es ist daher praktisch nicht durchführbar, das Bild eines Mörder vor Eintritt des Todes im Auge festgehaltenen Leinwandbildes so deutlich zu gewinnen, daß es für die Wiedererkennung benutzt werden kann. Nähere Forschungen haben ergeben, daß die Festhaltung eines Gegenstandes auf der Leinwand nur vorübergehend ist und mit der Lichterregung der Leinwand wieder verschwindet. Auch trägt sich im Lobe die während des Lebens durchgeführte Leinwand schnell. Ein selbst unter den günstigsten Umständen auf diese Weise gewonnenes Porträt wäre aber jedenfalls zur Wiedererkennung ungeeignet, weil entweder die besonderen Merkmale nicht scharf genug in der Erscheinung treten oder weil, wie in den meisten Fällen, die Stellung des Mörders im Augenblick der Tat und des Todeskampfes des Opfers für die Leinwandaufnahme ganz unanfällig sein dürfte. Man kann daher mit dieser Methode als möglich erzielenden Methode praktisch nichts anfangen.

Hygiene u. Heilkunde

Warum hat der Magen nicht selbst verdaut. Unter den alltäglichen Bunkern, die sich in unserem körperlichen Organismus vorfinden, ist die Nahrungsaufnahme und ihre Verwertung keines der kleinsten. Bekanntlich leidet sich unter „Lebendes Brot“ aus Eiweiß, Fett und Kohlenhydraten zusammen. Diese befinden sich in den flüssigen und pastösen Stoffen, die wir allmählich zur Erneuerung und zum Aufbau unseres Körpers brauchen. Eine Grenze zwischen dem Reich der Pflanze und dem der Tiere läßt sich in ihrer Stofflichen Zusammenfassung nicht ziehen, und auch der Magen ist aus ähnlichen Stoffen aufgebaut wie die Nahrung, die er verarbeitet. Warum verdaut sich da der Magen nicht selbst? So wird in einem Aufsatz von „Reclams Universalium“ gefragt. Die Antwort läßt sich aus einer näheren Betrachtung des Verdauungsorgans und der Arbeit des Magens geben. Der Magen handelt einen Magenlast ab, der den durch den Speichelschleim gebildeten Bissen in die für den Körper geeignete Form verwandelt: die Zellen des Magens und Darmtrakt nehmen die verdauten Stoffe auf und geben sie an die Lymph- und Blutgefäße ab, von wo sie dann zu den verschiedenen Bedarfslagen geleitet werden. Damit nun aber der Magen nicht ebenso wie die Nahrung durch den eigenen Magenlast zerstört wird, hat unser Körper ausgezeichnete Schutzvorrichtungen erhalten. Die Blutgefäße reichen bis an das Ende der in das Innere vorstühenden Darmschlingen, und ein aus durchblutetes Organ ist für den Magenlast unangreifbar. Außerdem bildet jedoch der Magen noch einen Gegenstoß gegen den verdauenden Saft, der seinen Wirkungsvollkommen aufhebt. Wird durch Verstopfung der Nahrung in den Stoffen oder durch Blutungen im Magen die Verdauungsfähigkeit eines Teiles des Magens in Frage gestellt, so daß der Magenlast auch Teilchen des Magens angreifen kann, so entsteht dadurch ein unangenehmes Magenbeschwerden, das jedoch bei richtiger Behandlung und guter Pflege in den meisten Fällen unter Zurücklassung einer nicht sehr großen Narbe verheilt.

Scherz und Spott

Chelisches Zwiegespräch. „Ja, ja, mein Liebling“, laut Meier, der heute ein bades Buch „Die Wunder der Natur“ zu Ende gelesen hat. „Es ist doch eine erstaunliche Welt, in der wir leben und wenn man so ein Buch liest, in dem alle die Verhältnisse der Natur beschrieben sind, da merkt man erst, wie unbedeutend und schwach man ist.“ „Ja“, laut seine bessere Hälfte, „um das zu merken, brauche ich wirklich nicht so ein Buch von 500 Seiten durchzulesen!“

Gerührung. Eine lustige Geschichte aus dem Schulunterricht auf dem Lande wird in Reclams „Universalium“ erzählt. Es ist Naturlehre. Der Herr Kantor will verhandeln, der ihm unentzerrten Vorlesend etwas von der Gerührungsbildung beibringen. Er führt also aus, daß die Eigenschaften, die die Vorfahren beileben haben, oft

mal erst bei Enkeln oder Urenkeln wiederfinden. Und er ermuntert die nachschaffenden Jungen und Mädchen, einige Beispiele aus ihrer Erfahrung dafür anzugeben. Nach langem Sinnen und Überlegen bringt schließlich ein Mädchen heraus, daß ihre Schwester kleine, der Vater nicht, wohl aber hätte der Großvater geistigt. „Ganz recht, mein Kind“, lobt der Kantor. „Wer weiß noch etwas?“ Da hebt Christlich die Hand. „Kun, mein Sohn?“ und Christlich sagt: „Mei Rufname Emil hat seinen Vater gehabt, aber den Großvater.“

Guter Rat. Wenige Minuten, bevor das Ringelreihen am Anfang des Stüdes ertönt, tritt ein Schauspieler, der bisher in lustigen Rollen recht traurig gewirkt hat, das Bureau des Direktors und erklärt düster blickend: „Ich bitte um einen Stellvertreter. Ich kann heute nicht spielen.“ — „Warum?“ fragt der Direktor kühl. — „Ich fühle mich so komisch.“ — „Dann aber sofort hinaus auf die Bühne“, ruft der Direktor befehlend. „Das ist die beste Gelegenheit in Ihrem Leben!“

Neue Bücher

„Mar Brod: Leben mit einer Göttin“. Roman. (Kurt Wolff Verlag, München. Wenn die Atmosphäre in den Beziehungen zwischen den Geschlechtern, das Verhältnis zwischen Mann und Frau sich allmählich reiflos ausdehnt, so ist diese dichterisch sehr leicht ins Breite zu treibende Psycho-Analyse Mar Brod in seinem neuen Buche der Leidenschaft, der Eitelkeit und der grenzenlosen Liebe aufs beste gelungen. Es ist eine leidenschaftliche Selbstantiologie und Vertiefung, hierarchische Reiseluna ohne Vorbehalte, ein Suchen nach dem Ausweg aus dem Labyrinth des Zweifels, dem nur die Überzeugung den Beweis zu bringen vermag, wenn das Vertrauen trant geworden ist. Mit der Erlebung des vermeintlichen Nebenbuhlers, die nur impulsiv Reaktion der bis zur Unerschlichkeit gesteigerten Unwissenheit ist, wird die Angelegenheit nicht aus der Welt geschafft. Das Grübeln um die Frage, ob die Eitelkeit begründet war oder nicht, lässt damit erst an. Es gibt keinen Beweis, der einen Eitelkeitsgehalt von der Vollständigkeit eines bestehenden Verdachts überzeugen könnte. Wenn die Überlebensüberlebens der geprüften ist, dann kann noch so seltsames Aufgehen die Uhr nicht wieder in Gang bringen.“

Quasidoll fische Erinnerung allein bleibt von der armenlosen Liebe übrig. Ein im sprachlichen Ausdruck ebenso wie in den psychologischen Details sehr starkes und eindrucksvolles Buch.

„Bernhard Kellermann: Schwedenflees Erlebnis“. (E. Fischer Verlag, Berlin.) Kellermann hat diesmal den Roman eines wohlhabenden Spiekbüchers

geschrieben, den Selbstzufriedenheit davor bewahrt, zu keinen Rittmenschen in ein näheres Verhältnis zu treten, der aus Furcht vor heftigen Konflikten ängstlich bemüht ist. Abstrich zu halten und doch immer befürchtet, einmal übermüdet zu werden. Schwedenflees, dessen Schicksalsturm gleichmäßig zu verlaufen haben, bleibt indessen das Erlebnis nicht erpart. Es beginnt etwas mühsam mit dem Tod einer alten, längst vergessenen Liebe und endet mit einem jungen Mädchen, von dem es nicht ganz feststeht, ob es die Tochter Schwedenflees ist oder nicht, ob er also mehr als väterliche Gefühle aufwenden darf. Der Konflikt endet schließlich damit, daß ein Jüngerer ihm den Rana abkauft. Schwedenflees rekonstruiert und lehrt von dem kurzen Ausflug ins Märchenland zu den Gespielen der gerubelten Jungenelementen zurück. Diese an sich so einfach klingende Fabel wird ungewöhnlich spannungsreich in den einzelnen Begebenheiten abgewandelt, so daß man der Fiktion des Buches bis zum Schluss dankbare Aufmerksamkeit zuwendet.

„Deutsche Reden aus fünf Jahrhunderten“ heißt der Titel einer Sammlung, die Reins A. Meluna herausgegeben hat und die in den Volksverband der Buchfreunde (Wegweiser-Verlag) erscheint. Das neue Werk wird manchem ein neuer Anreiz sein, die Mitteilbarkeit des Buches zu erwerben, um auf diese Weise das Besondere der Bücher zu erwerben. Eine äußerst verdienstvolle Buchreihe ist seiner neuesten, so außerordentlich ansehnlichen und wirkenden Band deutscher Reden; bringt er doch eine Auswahl des Besten, was deutsche Männer gesprochen haben. Es handelt sich um gesprochene, nicht um geschriebene Worte und ist dieser Band den tiefer Schauenden ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Beredsamkeit, deren Bedeutung und deren Gefahren wir auf politischem Gebiete gerade in dieser Zeit erkennen gelernt haben. Die Sammlung geht von Luther und Gellert über Goethe und Schleiermacher, Fallahe und Bismarck bis zu Treitschke und Marx, um nur einige Namen zu nennen. Jeder, der sich über die kulturellen Ziele und Aufgaben des „Volksverbandes der Buchfreunde“, dessen Ausgaben mühsam ausgearbeitete Werte aus den Gebieten der Kunst, Wissenschaft, literarischen und klassischen Literatur umspannt, unterrichten will, wende sich an die Geschäftsstelle: Berlin W. 50, Kantstraße 34.

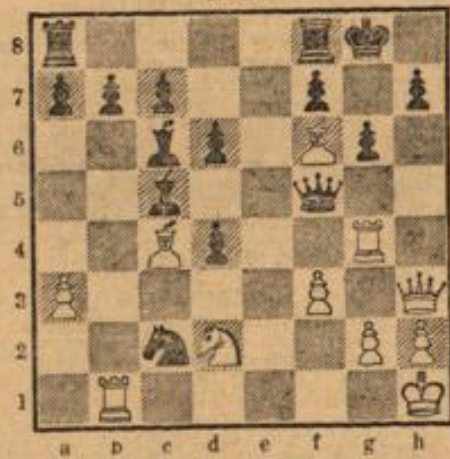
„Wie reich man in Oberhessen und Tirol?“ Ein Wanderbuch zum Lust- und Blumensuchen. Von Prof. Dr. Karl Kinkel. 14. Auflage mit Berücksichtigung von Nürnberg, München, Regensburg, Augsburg, Salzburg, Innsbruck, Bosen, Meran und der Sommerfrischen. Ganz neue Bearbeitung. (Verlag von Friedrich Bahn in Samaria in Regensburg.) Allen denen, die zu schillernder Beramwanderung rufen, wird der bewährte Band „Der kleine Kinkel“, auch in seiner 1924er Bearbeitung dienen. Der Vollständigkeit halber sei seine Ausstattung: halbfestes Papier, fräftiger Leinenband mit schmutzigen vielstärkigen Einband und Titelbild, allen Blättern und einer ausgezeichneten roten Wandkarte (1:500 000).

Spiele und Rätsel

Schach.

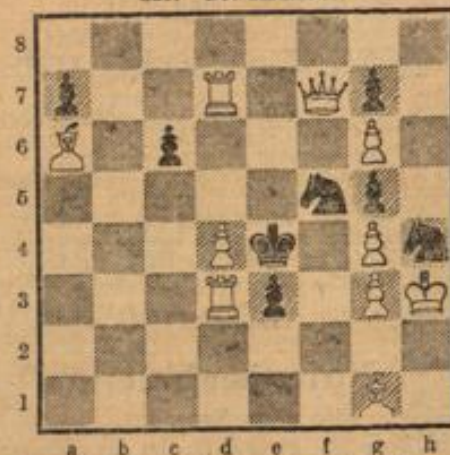
Bearbeitet von R. Wedesweiller.

519. Partiestellung.



Dr. Kraemer (Gießen). Weiß am Zuge erzwingt in 4 Zügen matt.

520. Dr. Kraemer.



Weiß: Kf3, Df7, Td3, d7, La6, g1, Bd4, g3, g4, g6; Schwarz: Kd8, Sf5, h4, Bf7, c6, e3, g5, g7. Matt in 2 Zügen.

519. Eine Kombination von klassischer Schönheit mit ganz modernem Rüstzeug, kritischem Zug und Schnittpunkt. Um den Lf6 zu erhalten und das O-Matt auf g7 zu verirklichen, opfert Weiß jetzt nacheinander 3 Figuren, immer drohend und zwingend. — 520. Seither nannte man diese fein ausgestalteten Zweizüger White to play — jetzt Zug- oder Pfwechsel-Probleme. Ein schwieriges Stück. Dr. Kraemer ist Meister auf beiden Schachgebieten.

Eine Endspielstudie von Richard Réti.

„Der Wiener Großmeister leistet nicht nur Hervorragendes auf dem Gebiete der praktischen Partie, er ist auch einer der bedeutendsten Endspielkomponenten, der mit seinen tiefen Schöpfungen neue Wege gewiesen hat.“ Nachfolgend ein leichtes, aber reizvolles Stück:

521. Ke5, Tel, Lh6, Ka2, Bb3. Weiß zieht und gewinnt.

Morgen Sonntag, den 15. Juni, nachmittags 3½ Uhr, im kleinen Saale des Kurhauses, spricht Großmeister Richard Réti über das Newyorker Turnier. Die Kurverwaltung vermittelt in dankenswerter Weise diese interessante Veranstaltung; Gegenpflicht aller Schachfreunde ist es, Saal

Partie Nr. 245. — Unregelmäßig.

Newyorker Großmeisterturnier.

Weiß: Réti; Schwarz: Yates.

1. Sf3, d5; 2. c4, e6; 3. g3, Sf6; 4. Lg2, Ld3; 5. b3, 0-0; 6. 0-0, Tf8; 7. Lb2, d7; 8. d3, c6; 9. Sd2, e; 10. exd5, c d5 (Eine Réti che Stellung. Beide Läufer flankierend aufbaut und der Gegner im Besitz des Zentrums, mit welchem sich Réti nunmehr behaftet.); 11. Tacl, Sf8; 12. Te2, Ld7; 13. Dal, Sg6; 14. Tfcl, Lc6; 15. Sf., Dd7; 16. Se3, h6; 17. d4, e4; 18. Se5, Lxex5; 19. dxe5, Sh7; 20. f4, exf3; 21. xxf3, Sg5; 22. f4, Sh3+; 23. Kh1 (Réti hat rech behalten, der Gegner hat einen vereinzelt Mittelbauer) d4 (er gibt ihn auch sofort auf); 24. Lxd4, Tad8; 25. Txc6, bxc6; 26. Lxc6, f2+; 27. Kx2, Dxd4; 28. Dxd4, Txd4; 29. Lxc8, Se4; 30. e6, Td2+; 31. Kf3, aufgegeben.

Partie Nr. 246. — Holländisch.

Rotterdam 1920.

Weiß: Réti; Schwarz: Euwe.

1. d4, f5; 2. e4, fxe4; 3. Sc3, Sf6; 4. Lg5, g6; 5. f3, exf3; 6. Sxf3, Lg7; 7. Ld3, c6; 8. d5, Db6; 9. Dd2, Dxb2? (Schwarz will einen Bauern gewinnen, es sollte sich aber erst entwickeln.) 10. Tab1, Sxd5; 11. Sxc6! (Nun folgt ein hübscher Schluß à la Anderssen.) Dxb1+; 12. Kf2, Dxb1 (Ein Nimmersatt!) 13. Lxe7, d6; 14. Lxd6, Sc6; 15. Lb5! Ld7; 16. Lxc6, bxc6; 17. De2+, Schwarz gab auf.

Lösungen in nächster Nummer.

Rätsel.

Problem „Der Küchenchef“.



Homonym.

Besser ist noch der daran, Den's mit K nicht zieret. Als der traurig lappische Mann, Den's mit T blamieret.

Scherz-Rätsel.

Mit W treibt's auf den Wellen, Mit F sieht man's auf Ballen.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 130:

BEder-Rätsel: Wenn die Katze aus dem Hause ist, tanzen die Mäuse. — Silben-Ergänzungsrätsel: Der Ros süßer Duft genügt, Man braucht sie nicht zu brechen. Und wer sich mit dem Duft begnügt, Den wird ihr Dorn nicht stechen.

Richtige Lösungen sandten ein: Leony Fritz, Else u. Wilh. Puch, Walter Giesch, A. G., Paul Krackenberg, Hugo Frickel, Lieselotte u. Lothar Prinz, Edga u. Werner Seleyer, Walter Welschauer, sämtlich in Wiesbaden; Otto Frickel in Hahn 1. T.